

Als Zeitungsverkäufer in Amerika

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 48

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648137>

Nutzungsbedingungen

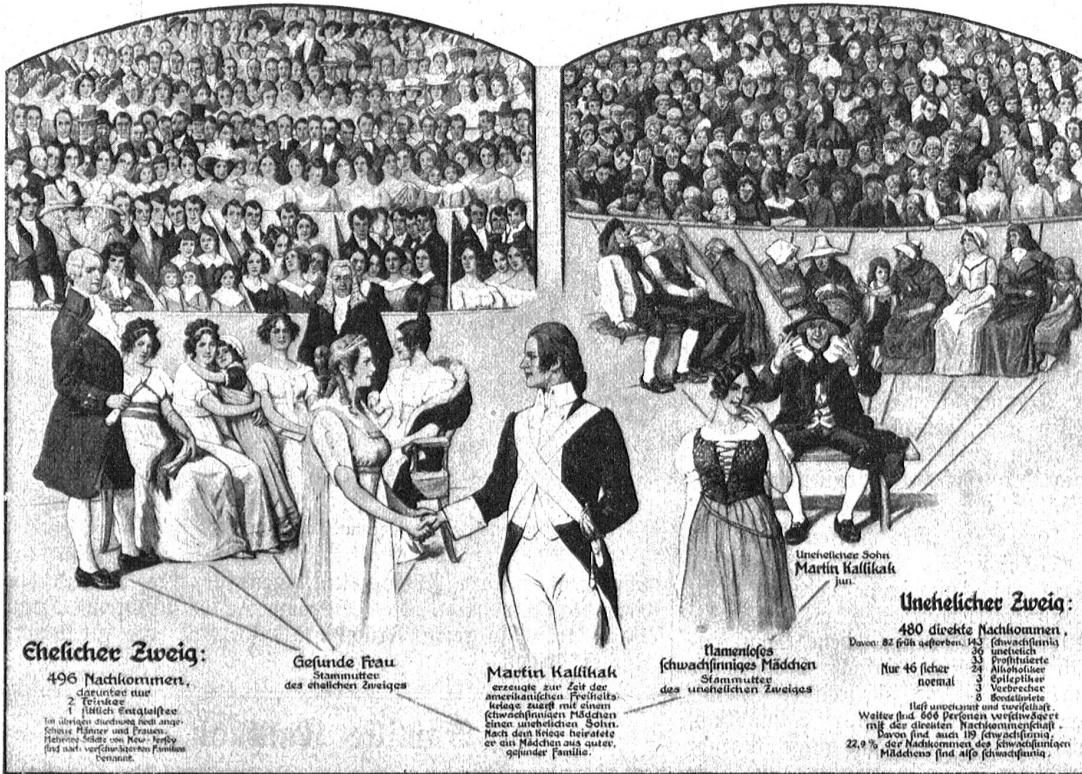
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ehelicher Zweig:

496 Nachkommen.
darunter nur
2 Trinker
1 tödlich Entarteter.
In übrigen durchweg nach ange-
schickte Männer und Frauen.
Häufiger Schutz von Neu- Kräfte
find nach vorübergehenden Phasen
bestehen.

Gesunde Frau
Stammutter
des ehelichen Zweiges

Martin Kallikak
erzogene zur Zeit der
amerikanischen Freilicht-
tage zusammen mit einem
schwächlichen Mädchen
einen unehelichen Sohn.
Nach dem Tode heiratete
er ein Mädchen aus guter,
gehobener Familie.

Namenloses
schwächliches Mädchen
Stammutter
des unehelichen Zweiges

Unehelicher Sohn
Martin Kallikak
jun.

Unehelicher Zweig:

480 direkte Nachkommen.
Davon: 82 früh verstorben, 343 schwächlich
unehelich
Nur 46 sicher 33 profitierte
normal 3 Alkoholiker
3 Verbrecher
8 Bestrafte
Ist ungesund und unersetzbar.
Welcher (ist 86% der Frauen verstorben
mit der ältesten Nachkommenschaft.)
Davon sind auch 19 schwächlich.
22,9% der Nachkommen des schwächlichen
Mädchens sind also schwächlich.

Die Familie Kallikak.

Natürlich wäre nun zu untersuchen, ob der Stammvater dieser minderwertigen Zero-Familie Alkoholiker geworden oder ob er es aus Anlage war, und wie es sich in dieser Hinsicht mit seiner Frau, der Kesselflickerin, verhielt. Aber zahlreich sind die Beispiele, wo in einer Familie der Vater oder die Mutter nur während einer gewissen Lebensperiode dem Alkohol frönten und in dieser Zeit minderwertige und geschwächte Kinder zeugten, während die Kinder der nüchternen Zeiten durchaus normal waren. Hier jedenfalls sind die Schädigungen des Alkohols als Keimgift nicht anzuzweifeln.

Bordellwirtin wurden 700 wenigstens einmal gerichtlich bestraft, 37 wurden zum Tode verurteilt, 342 waren Trinker, 127 Dirnen. Die Prozeßkosten allein betragen 17 Millionen Franken. Rechnet man dazu die Summe von Nergernissen, schlechten Einflüssen auf die Umgebung, von Armut und Elend, die durch die drei, vier Generationen hindurch von diesen 800 Minderwertigen mit ins Leben gebracht wurde, so ermißt man das Unglück, das der Menschheit durch Fortpflanzung seiner schlechten Elemente auferlegt wird.

Man weiß, daß Schwachsinn und Alkoholismus in direktem Zusammenhange stehen. Die Erfahrung lehrt, daß trunksüchtige Eltern sehr oft degenerierte Kinder haben; man spricht sogar von „Rauschkindern“ und meint damit minderwertige Nachkommen, die im Rausch erzeugt wurden. Diese Erfahrungstatsache widerspricht scheinbar dem Naturgesetz, daß erworbenene Eigenschaften nicht vererbt werden können, was also nicht schon in den Anlagen der Eltern steckend, nicht auf die Kinder übertragen werden könne. Viele Forscher betrachten den Alkoholismus als Teilerscheinung der Degeneration, nicht als Ursache. Dieser Ansicht ist die Tatsache entgegenzuhalten, daß es Keimgifte gibt, wie Kokain, Morphin, Aether, Opium und — Alkohol; letzterer ist wohl das gefährlichste, weil er schier unbeschränkt zur Verfügung steht. Daß der Alkohol die Keimzellen schädigt, ist experimentell an Tieren festgestellt. Die Schädigung beim Menschen ist durch die Erbforschung längst schlüssig bewiesen. Um nur ein schweizerisches Beispiel zu erwähnen, das der Familie Zero, durch Dr. med. J. Zörger (1905) erforscht. Hier handelt es sich um eine alte gute Familie, die durch körperliche und geistige Tüchtigkeit ausgezeichnet ist, deren eine Linie noch besteht und hoch angesehen ist. Ein einziger Sprößling dieser ursprünglich in bestem Rufe stehenden Familie bricht die alte Familientradition, wird Alkoholiker und heiratet eine vagabundierende Kesselflickerin. Er ist der Stammvater der Trinkerfamilie Zero, die in 5 Generationen unter 77 Nachkommen 70 Säufer, Verbrecher, Geisteskranke, früh verstorbene Kinder und Landstreicher hervorbrachte (Nach Fr. Kahn, Leben des Menschen, S. 217).

Angeichts dieser Tatsachen ist die Duldsamkeit des heutigen Geschlechtes diesem gefährlichen Feinde der menschlichen Rassen gegenüber rein unverständlich. Einer Rassenhygiene im Sinne der Verhinderung der Fortpflanzung Schwachsinniger oder Geisteskranker stehen bekanntlich schier unüberwindliche Hindernisse entgegen. Keinerlei moralische Bedenken rechtfertigen aber die Duldung des Schnapselendes, das heute gerade unser Schweizer Volk sozial, hygienisch und moralisch aufs schwerste belastet. H. B.

Als Zeitungsverkäufer in Amerika.

Von Oskar Kollbrunner.

„World! Times! Sun! Herald!“ Zweimal in meinem literarischen Vagabundenleben war ich Zeitungsverkäufer in New York und zwar im Schatten der Brooklyn Bridge.

Meine Karriere als Zeitungshändler begann im Fastnachtmonat Februar, wie denn überhaupt das meiste, was ich je begann in meinen jungen Jahren, im Zeichen eines seltsamen Karnevals steht.

Da stand dann unser Zeitungsmann von sieben Uhr abends bis sechs Uhr morgens in eine wunderliche Leibes- hülle tutantshamenartig eingewickelt, neben seinen amerikanischen und überseeischen Zeitungen, Mord und Totschlag, fettgedruckte Sensationen der gelben Presse, Ehescheidungen im Reiche der Millionäre, Diamantendiebstähle und politische Skandale aussehend. Und derweil tanzte er wie der Leibhaftige im Kasperltheater, auf daß sein Blut in der bitteren Nachtkälte nicht zu Eiszapfen gefror, und die verschnupte Nase im blauen Gesicht und die steifen Arme machten und schieberten mit.

Ich war zu jener Zeit eine Art Wahrzeichen an der Brooklyn-Brücke. Ich gehörte zu ihr wie die Pfeiler, die sie stützten, wie die Drahtseile und Eisenbalken, die sie über dem mächtigen Castriver gefesselt halten, und ich tat mir ordentlich etwas zu gut darauf und war ich auch bloß ein lumpiger Zeitungsverkäufer, dessen Mettier von der Gnade der Polizei und der Harmlosigkeit der Zeitungsjungen abhing, die sich in jeder Ecke, in der sich Menschen stauten,

filzlausfroh einnisteten und einem das Leben zu einem Wisch-Sauerampfer machten.

Tagsüber wäre es für mich ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, diesen Zeitungsstand zu behaupten angeht der jungen Teufel. Nachts aber, da krochen sie in ihre Schlupflöcher und spielten mit Würfeln und Karten, rauchten Lucky-Strife-Zigaretten und klonnen in ihren Träumen die Jakobsleiter vom Zeitungsjungen bis zum Bankdirektor empor.

Nachts, wenn der Passantenverkehr abflaute, fand ich mich weit eher geduldet an dieser Stätte und war es mir erlaubt, meine Derwisch- oder Medizinmanntänze auszuführen und zu schreien, bis die Brücke wackelte.

Meine einzige Konkurrenz setzte sich allnächtlich aus einem Stelzfuß und einem Budligen zusammen, die sich ein paar Yards zur Rechten und zur Linken gleich Cerberussen aufgepflanzt hatten. Wir bildeten also ein richtig gehendes Trio. Die drei feindlichen Brüder — hätte uns wohl ein Romanschriftsteller genannt und er hätte uns einander einmal tüchtig verprügeln lassen, um Aktion in die Geschichte hineinzubringen. Aber zu gegenseitigen Tätlichkeiten ist es in Wirklichkeit nie zwischen uns gekommen; denn des einen Stärke lag einzig und allein in seinem Stelzfuß und des andern Kraft in seinem Budel, während unferens von Natur aus zum Schafe hüten in Geknerschen Idyllen bestimmt war. Dafür hatten aber die Augen des Stelzbeins und die gewaltig ins Vogelartige hinüberspielende Nase des Budligen wie die Raben Meinrads auf meine armselige Existenz ein und besonders dann, wenn ich eine Zeitung mehr als sie an den Mann gebracht hatte.

Wenn wir aber schon das Wort „Mann“ im Munde führen, möchte ich gleich erklären, daß meine beste Kundsame sich keineswegs aus Männern, sondern überwiegend aus Frauenspersonen rekrutierte, denn — man verzeihe mir die Eitelkeit — ich war damals selbst mit rot und blau gefrorener Nase ein ganz passabler Jüngling. Meine verwaschene Schirmmütze und meine mumienartige Gewandung taten meiner Eleganz allerdings erheblichen Eintrag, aber die träumerisch in die Welt schauenden Augen konnte auch ein noch so erbärmlicher Aufzug nicht ganz weglegen und dann — ich verstand es, die Zeitungen mit der Geste eines vollendeten Kavaliere in die zarten Hände der Schönen hinüberzuspielen, als ob es Rosensträuße wären. Well — und meinen Händen war wohl anzusehen, daß ich nicht immer Zeitungen verkauft hatte, sondern mindestens einmal um eine Universität herumgelaufen sein mußte, wenn auch keine darum wußte, daß die eine dieser Hände manchmal im elenden Dachstübchenhause Verse niederschrieb, Gaselen auf die Augen der besonders hübschen Kundinnen, in denen diese abgrundtief und geheimnisvoll wie Zisternen in Oasen waren und zauberschimmernd wie ein Hauch von Porzellanvasen im elfenbeinernen Spind eines Rajah.

Und in Folge meiner Augen und meiner Hände kam es, daß mich eine der vielen Ladies, die ich bediente, lieb gewann. Maggie Russell hat sie geheißt. Und noch heute, wenn ich ihren süßen, halb irländischen, halb hankeischen Namen niederichreibe, blüht das Herz in mir auf und die Welt wird vor mir shamrockgrün wie die Hänge der Heimat eines Walter Scott, und die Maggie wird zum Laffie und zur Lorelei und die Russell zum Karussell, an dem ich eine kinderhafte Freude habe wie damals, als ich zum erstenmal auf dem Schloßplatz meines Heimatdörfchens Reitschule fahren durfte. Zweiunddreißigmal herum für zehn Rappen und noch einmal zweiunddreißigmal herum, weil ich das Glück hatte, den Messingring zu ziehen.

Donner und Doria! Meine Maggie Russell! Wenn nicht alles anders gekommen wäre, hätte ich wohl von ihr sogar einen goldenen Ring gezogen, und der sähe heute bligblank an meinem Finger, und ich sähe mit der Maggie in der guten Stube auf dem Divan, und sie säng mir ein Lied von der grünen Insel vor. Und wir befäßen vielleicht ein Häuschen auf der Insel Wight, wo einst ein

Tennyson lebte und von der ich ihr so viel vorzuschwärmen wußte. Ein Häuschen, umblüht von Rhododendron und umduftet von Lavendel. Das alles wäre wohl viel herrlicher als dieses Geschichtschreiben, bei dem einem das Herz über alten Erinnerungen weh tut.

Maggie Russell war ein Ding von achtzehn Lenzen. Eine Stenotypistin — wie das Wort in den Gesuchspalten der Handelsjournale heißt. Sie arbeitete down town; das heißt: im Wolkenkratzerviertel von Groß-New York, das seine vierschötigen assyrischen und babylonischen Bauten bis weit über die Brooklyn-Bridge emporstellt.

Wenn ich nachts so meinen Pflasteranzug aufführte, konnte ich gerade nach dem Geschäftspalast, in dem sie zuweilen bis acht Uhr auf ihrer Underwood tippte, hinübersehen und sehnen, was ich denn auch reichlich besorgte.

Maggie war im Bureau eines Advokaten angestellt, dessen Leidenschaft es war, unter dem Lampenschirm über den Akten bis in alle Nacht hinein zu arbeiten, dessen ehrgeiziges Streben so hoch hinausging wie das Gebäude, in dem seine Office lag — das Woolworthgebäude, das ganz New York überragt.

Maggie ließ sich dessen nicht verdrießen. Sie laute ihren Gummi, nahm die Diktationen ihres Brotherrn entgegen und schrieb mit tanzenden Elfenfingern unendlich trockene Briefe, als ob es mit Liebesherzen bemalte St. Valentinkarten gewesen wären.

Ich aber stand an der Brücke bei Hochbahn und Untergrundbahn und tanzte, tanzte wie ein Zirkusbär, bis meine Maggie erschien und mir ein gutes Wort schenkte.

Die erste Annäherung war ganz von ungefähr gekommen. Sie hatte mich um das New Yorker Journal gebeten wie hundert andere zuvor. Als ich mich zu meiner Zeitungsbeige niederbückte, um ihrem Gesuch zu willfahren, riß mir ein Blizzard, der gerade die Backen recht voll genommen hatte, die Mütze vom Kopf, die kreuzfidel ob dieser Befreiung über die Köpfe der Passanten und über die nahe Straßenbahn zu segeln begann.

Diese Mütze, dieser elende Strolchendeckel, der mein Jünglingsgesicht entstellte und den ich doch nötig hatte wie der Dieb den Galgen, war mein Glück.

Die Blauaugen der Maggie lachten mir gutgelaunt ins Gesicht, das sich frei und offen dem Schneegestöber gab. Ich errötete wie ein Krebs in der Schmorrfanne und war drauf und dran, zu vergessen, daß ich meinen Kopfdeckel wieder einzufangen hatte.

„And you are selling newspapers? Why — you look like the prince of Wales, young man!“ — „Und Sie verkaufen Zeitungen und sehen dabei aus wie ein Prinz von Wales?“ schnadahüpfelte es aus der aufrichtigen Mädchenseele heraus.

Herrgott! In diesem Augenblick glaubte ich Besitzer der Brooklyn Brücke zu sein. Alle Zeitungsdrudereien New Yorks waren mein eigen, und die Seher und Drucker hatten nichts anderes zu tun, als jeden Tag spaltenlange Berichte über das goldene Herz meiner Maggie zu bringen und alle möglichen Klischees vom Bildnis meiner Geliebten zu fertigen. Und alle Zeitungen hießen fortan „Maggie“, oder, um es auf Deutsch zu sagen in der Uebersetzung des Herzens: Magie.

Einen Prinzen hatte sie mich geheißt!

Ja — ich hatte allerdings schon einmal die Schuhe eines liberischen Prinzen gepußt, derweil ich im Hotel Bladstone in Chicago als Portier amete, und der hohe Herr hätte mir in Anerkennung meiner tipp-toppen Arbeit beinahe den Pour-le-merité-Orden von Liberia verliehen — aber selber ein Prinz zu sein! Oder wie ein Prinz auszusehen, nein, das ging denn doch über meinen Verstand!

Wenn nicht ein Dreifährhock von Schuhputzerjunge mir die Mütze mit trinkgeldhungrigen Augen überbracht hätte, sie gondelte wohl heute noch wie im Märchen fidel in der Luft umher, es sei denn, daß sie unterwegs ein Hebräer

eingefangen hätte, um mit ihr ein kleines Geschäftchen zu machen.

In meiner Ameisenhaufenaufgeregtheit gab ich dem mich also titulierenden Fräulein gleich ein Schock Zeitungen auf einmal in die Hände und natürlich alles verkehrt. Anstatt das Journal kriegte ich die Münchner Neuesten und das Berliner Tageblatt am papiernen Widel zu fassen. Zeitungen, die mir ein kleines Potsdamregiment von heimwehkranken, soldatischen, Reichsdeutschen, ein halber Matheferbräufeller voll biederer Ober- und Niederbapern abkaufte, aber beileibe keine amerikanische Miß. Die vermochte erstens kein Deutsch zu lesen und zweitens studierte sie überhaupt keine Politik, keine Kunstkritiken, keinen Börsentourier und was dergleichen Sachen mehr sind. Cartoons, Mutt und Jeff, Max und Moritzgeschichten, Kinoflatich, Parisermode — daraus bestand die leichte Kost dieser Damen und nicht aus massiven deutschen Bohnen- und Kartoffelsuppen. Und diese leichte Kost war samt und sonders im Journal zu finden.

Lächelnd gab mir die so plötzlich zur Himmelkönigin erhobene Schöne die Neuesten, das Tageblatt, und was dergleichen mehr war, zurück, sich selbst nach dem geliebten Journal niederbückend. Ich stammelte um Verzeihung. Sie meinte, daß alles in Ordnung sei. Sie fragte mich, wer ich wäre und wie ich hierher gekommen, und so gab ein Wort das andere, bis ein Rosenkranz daraus wurde, und der Stelzfuß und der Budlige mir um ein Duzend verkaufter Zeitungen voraus waren.

Unsere Freundschaft von ungefähr ist dann trotz aller Kälte und trotz allen Stürmen, die die alte Brooklyn-Brücke umschnoben, wärmer und wärmer geworden. Ich wärmte mich an ihr wie ich mich weiland an den Holzhaferfeuern im kanadischen Westen gewärmt habe. Und über meinen Zeitungsbergen fing ich an zu träumen anstatt zu krähen wie ein Hahn auf dem Mist — und das hieß sich ein Zeitungshändler, der Karriere machen wollte!

Ich träumte — und ich träumte einzig und allein von meiner Maggie. Sie war meines Amerikas goldener Westen und floridaischer Süden. Und sie war schöner wie das alles. Sie war schöner wie die Sierra Nevada im Abendglühen, schöner wie das schimmernde Land mit den kristallinen Bergen Masfas, das ich einst mit meinen Augen umfassen durfte. Alles aber, was ich in einem irren, wirren Jugendlieben genossen hatte, wollte ich ihr ans Herz drücken gleich einem Blumenstrauß. Süße, wilde Blumen, süß wie Magnolienblüten im Frühling von Pasadena, leidenschaftlich wie Feuerrosen am mexikanischen Golf und treuer als die Veilchen, die wilden, wilden, einsamen Veilchen, die auf den Klippen des Riesenconons, auf den vom Kolorado tobend durchschossenen Bergwällen von Arizona.

An einem Abend, da ich wieder so ins Träumen gekommen war und gerade mit mir ausmachte, ob ich in meinem nächsten Gedichtverbrechen die Liebste als Palme oder als Myrthe darstellen sollte, stand auf einmal die Angebetete vor meinen Augen und befahl mir, die Zeitungen sein zu lassen, da sie für mich eine meiner würdigere Beschäftigung gefunden hätte. Ihr „Boß“, der Advokat, würde mich ohne weiteres in seinem Bureau anstellen; da sie mich in allen Farben des Regenbogens geschildert, sei ihr das Wunder geglückt und könne ich deshalb ruhig dem Morgen entgegensehen. (Schluß folgt.)

Der alte Lehmann.

Von H. Keller.

Kürzlich traf meine Mutter mit einem Kameraden aus ihrer Kindheit zusammen.

Da hub ein Fragen und ein Erzählen an! Hatten sich die zwei doch seit 40 Jahren, seit ihrer Konfirmation nicht wieder gesehen.

„Das Paradies aller Kirchwalder Kinderherrlichkeiten war halt doch der Krämerladen deines Urgroßvaters, des „alten Lehmann“, wie er von Jung und Alt genannt wurde“, meint schmunzelnd der ehemalige Kirchwalder zu meiner Mutter. „Ich seh ihn noch vor mir, aufrecht und stramm, trotz seines hohen Alters. Wurde er nicht fast hundert Jahre alt?“

„Ja, ja, so ist's“, bestätigt meine Mutter, „93jährig war er, als eine Lungenentzündung ihn hinwegraffte. Bis zu seinem Tod war er immer rüstig und schaffig wie ein Junger, und lesen und schreiben konnte er noch ohne Brille!“

„Ja, nur zu gute Augen hatte er für uns Kinder“, lacht der alte Kirchwalder. „Nichts, auch gar nichts entging seinem scharfen Blick. Doch trotzdem wir einen gewaltigen Respekt vor ihm hatten, konnten wir es nicht lassen, ihn zu ärgern.“

Du weißt doch noch, meiner Eltern Haus und sein Haus waren aneinander gebaut.

Wie oft haben wir uns Kinder, du warst auch manchmal dabei, in seinen Estrich geschlichen, in dieses Märchenreich! Da lagen alte wundervolle Bücher und Bilder herum und so schöne, blumige Kartonkörbchen, die Sehnsucht eurer Mädchenherzen.

Und magst du dich noch an den wunderbaren grünen Affen besinnen, der so flink hinauf und herunter kletterte, wenn man an einem Schnürchen zog?

Da hatte es herrliche Trögli mit prächtigen roten, gelben, blauen Blumen ringsherum bemalt. Und drinnen lagen wunderliche, alte Kleider, die auf uns zu warten schienen, daß wir hineinschlüpfen, um die schönsten, traurigsten Sachen aufzuführen.

Alle Kindergeschichten hatten wir uns dramatisiert: „Genoveva“ und „Das Blumenkörbchen“ und „Das Täubchen“ und wie sie sonst noch hießen, alle diese Erzählungen, so süß, so traurig, daß sie Bein und Stein — nicht nur eure sanften Mädchenherzen — erweichten.

Und waren wir am schönsten dran, beim Theaterspielen, stund sicher plötzlich der alte Lehmann unter uns und gab denen, die er gerade erwischte, eine saftige Ohrfeige. „Wollt ihr machen, daß ihr sofort hinunterkommt, ihr donnerts Schlingeln!“ rief er dann zornig. „Einem alles zu durchschrauben und dazu zu lärmidieren, daß man meinen könnte, das Haus falle ein. Wenn ich euch noch einmal hier oben erwische, dann wird's euch schlecht ergehen! Sawohl!“

Aber wie schlecht es uns ergehen sollte, haben wir zum Glück nie erfahren; denn außer einigen Ohrfeigen und Haarrupfen blieb es bei dieser Drohung.

Besäßen wir je einmal einen Rappen oder gar zwei, dann brannten sie uns in der Hand, bis sie beim alten Lehmann landeten.

Dafür erhielten wir herrliche rote Himbeertäfel oder sogar ein Hustentäfel, so groß, daß es kaum im Mund Platz hatte. Aber am besten und ausgiebigsten war halt doch das Süßholz, an dem man so herrlich lang kauen konnte, oder der Bärenreiß. Und ganz am allerfeinsten schmeckten noch die „Schuhriemen“ und die „Geißböbnli“!

Als ich noch klein war, schickten mich die ältern Buben oft zum alten Lehmann:

„Geh, hol für uns „Schmiermidüre“ oder „Saumilang“!“

„Und die Baken?“ fragte ich.

„Bekommt es ohne solche. Geh nur!“

Und ich Vertrauensfelliger ging.

„Los Bub, wenn du mich noch einmal sprengst, so bekommst du das nächstemal „Schmiermidüre“, daß du dann für eine Zeitlang genug hast!“ wetterte der alte Lehmann erboht.

Wollte es aber das Glück, daß das Menneli, seine Haushälterin, im Laden war, dann sagte das Gute:

„Ja, ich weiß schon, die dummen Buben haben dich wieder geschickt. Aber grad extra mußt du jetzt zwei „Schuhriemen“ haben. Doch gib ihnen dann nur nichts davon.“